

Internetporno – die zerstörerische Lust

Zwischen Neurobiologie und persönlicher Tragik

Prof. Dr. med. Samuel Pfeifer

Da sitzt er und starrt wie gebannt auf den Bildschirm, und drinnen, da geht sie an – die Projektion der Lust, das Kino mit dem immergleichen öden Programm. Und dennoch wird sein Körper von Hormonen durchflutet, gerät in erotisch aufgeheizte Erregung, eine irrationale Lust, die alles andere ausblendet. Millionen Männer kennen die morbide Faszination sexueller Bilder. Was im alten Pompeji noch auf Wandmalereien zu sehen war, und bis vor 20 Jahren in Hochglanzmagazinen, schamhaft unter dem Tresen gehandelt, das ist heute über schnelle Datenleitungen verfügbar in einer Bilderflut, die es nie zuvor in diesem Masse gab.

420 Millionen Web-Seiten bieten pornographische Bilder und Filme an. Das Stichwort „porn“ gehört zu den Top-Begriffen in den Suchmaschinen, die Tag und Nacht die Inhalte des Webs durchforsten – rund 25 Prozent der Suchanfragen enthalten Stichworte wie etwa „xxx“. Die Pornoindustrie macht Milliardenumsätze, ihre Gewinne übersteigen allein in den USA die Umsätze der grössten Mediengiganten. Kein Wunder, dass alle 40 Minuten ein neuer Pornofilm produziert wird. 36 Prozent aller Downloads enthalten pornographisches Material. Die meisten Kinder haben ihren ersten Pornofilm bereits im Alter von 12 Jahren gesehen – meist während sie ihre Hausaufgaben gemacht haben. Geschätzte 100'000 Websites bieten Kinderpornographie an.

So eindrücklich sie sein mögen, so geben die Zahlen nichts wieder von dem Kampf, der sich in Männerherzen und Männergehirnen abspielt (und auch in so manchem Frauenherz und Frauenhirn).

Was im Internet an sexuellen Praktiken gezeigt wird, geht weit über den Kuschelsex des Mitternachtsprogramms im privaten Fernsehen hinaus. Thomas Schirmacher hat in seinem Buch „Internetpornografie: ... und was jeder darüber wissen sollte“ die Inhalte wie folgt unterteilt:

- Weiche Pornographie
- Hardcore Pornographie
- Harte Pornographie / Gewaltpornographie
- Pädophile Pornographie

Hardcore Pornographie umschreibt eine explizite Darstellung sexueller Aktivitäten, wobei die Geschlechtsorgane während des Geschlechtsverkehrs in aller Offenheit dargestellt werden. Um die meisten Szenen ist eine kurze Handlung gestrickt – fast immer hat diese jedoch nur eine Alibifunktion. In den Bereich der harten Pornographie gehören auch perverse Praktiken mit Urin und Exkrementen, mit speziellen Vorlieben und Sex mit Tieren.

Gewaltpornographie ist gekennzeichnet von einer unglaublichen Brutalität gegenüber Frauen. Immer häufiger finden sich Szenen mit regelrechten Gewaltorgien, deren Beschreibung allein schon verstörend ist – von den Auswirkungen auf die Opfer gar nicht zu reden. Gang-bang umschreibt die Vergewaltigung einer Frau durch mehrere Männer auf einmal. Immer wieder sind auch Snuff-Videos im Angebot, in denen eine Frau nach der Vergewaltigung vor laufender Kamera getötet wird. So abstossend derartige Filme sein mögen, so stumpfen sie Betrachter dennoch ab und erzeugen bei einer kleinen gefährlichen Gruppe die Illusion, Frauen würden auf Gewalt stehen. Nachahmungstaten sind in den letzten Jahren deutlich häufiger geworden.

Besonders widerwärtig sind Bilder und Videos von pädophilen Straftaten. Da geht es nicht einfach um minderjährige Lolitas, sondern um folter-ähnliche Rituale, die in entsprechend veranlagten Individuen eine perverse Lust erzeugen. Was hier in einem Kind zerbrochen wird, kann man sich kaum vorstellen – ich habe in einer Therapie mit einer mittlerweile 30-jährigen Frau mehr Details über die Vorgehensweisen der pädophilen Mafia gehört, als mir lieb war.

Krankheit oder Verhaltensproblem?

Der amerikanische Forscher und Therapeut, Dr. Patrick Carnes, definiert Sexsucht als ein zwanghaftes Verhalten, das den Alltag beeinträchtigt und erhebliche Belastungen für die Familie, Freunde und das Arbeitsumfeld erzeugt. Sexsüchtige machen den Konsum von Sexmaterial zu einer Priorität, die wichtiger ist als Familie, Freunde und Arbeit. Sex wird zum Dreh- und Angelpunkt, zum organisierenden Prinzip im Leben des Süchtigen. Sie opfern das, was sie eigentlich am meisten lieben, um ihr ungesundes Verhalten fortzusetzen. Bezogen auf den Internetkonsum von pornographischen Inhalten hat Carnes eine Liste von 10 Kriterien aufgestellt (vgl. Kasten).

Die Psychiatrie tat sich lange Zeit schwer mit dem Phänomen, das erst seit den schnellen Datenleitungen zum Problem wurde (vgl. Hahn und Jerusalem 2001). Das „ungewöhnliche Sexualverhalten“ passte in keines der bisherigen Schemata von Zwang, Hyperaktivität oder Paraphilie. Zudem ist vielen Psychiatern die Pathologisierung sexueller Vorlieben ohnehin suspekt.

Mehr noch: nicht immer ist Sex das Thema des pathologischen Internetkonsums. Erste Versuche, die Internetsucht ähnlich wie im DSM-IV mit genauen Kriterien zu beschreiben (etwa durch Kimberley S. Young oder Ivan Goldberg) wurden als humoristischer Beitrag zur Diskussion belächelt. Erst im Jahre 2008 schaffte es das Thema in ein Editorial im angesehenen „American Journal of Psychiatry“. Gerade in Asien wird die Internet-Sucht als grösseres psychologisches Problem betrachtet. Allein in Süd-Korea seien rund 200'000 Kinder und Jugendliche davon betroffen, so eine Studie der koreanischen Regierung. Die meisten von ihnen sind spielsüchtig.

Als süchtig im engeren Sinne gilt erst, wer mindestens fünf Stunden pro Tag (das sind 35 Stunden pro Woche) im Internet verbringt - darunter ist man erst einmal „gefährdet“. Gerade dieses Zeitkriterium stimmt für Sexsüchtige nicht immer. Im Kampf gegen die Gewohnheit kommt es manchmal zu grösseren Pausen, nach denen der Rückfall umso schmerzlicher ist.

Heute wird Internetsucht ganz klar als eine Form der Verhaltenssucht oder der nicht-substanz-gebundenen Sucht betrachtet. Sexsucht folgt dem gleichen Muster wie andere stoff-gebundene Süchte. Kontrollverlust, wiederholte Versuche des Entzugs, ein Zerbrechen der sozialen Strukturen und ein unwiderstehlicher Drang zum Suchtmittel sind nur einige der Kennzeichen. Die Häufigkeit der Internetsexsucht wird zwischen 3 und 6 Prozent der Nutzer angegeben. Dazu kommt aber eine deutlich höhere Dunkelziffer für Gelegenheitsnutzer von pornographischen Inhalten, die nicht als typische Süchtige aufscheinen und doch einen enormen inneren Kampf erleben.

Neurobiologie und die nicht-substanz-gebundenen Süchte

Dass eine chemische Substanz wie etwa Heroin eine Sucht erzeugen kann, das leuchtete ein. Eher ungewohnt war aber die Erkenntnis, dass man zur Sucht keine Substanz braucht. Überraschend und doch nicht wirklich: Spielsüchtige gab es durch alle Jahrhunderte. Aus dem Jahr 1561 ist ein Zitat des flämischen Arztes Pascasius Iustus von Emeloo überliefert: „Ich glaube, dass das Würfelspiel genau dieselbe Wirkung hat wie der Wein... Die sichtbarsten und schlimmsten Auswirkungen sind folgende: ständige geistige Ruhelosigkeit, Pflichtvergessenheit, Armut, Verfluchung, Diebstahl und Verzweiflung.“

Eine Arbeitsgruppe um die allzu früh verstorbene Berliner Professorin Sabine Grüsser-Sinopoli konnte mit elektroenzephalographischem Brainmapping die Parallelen zwischen stofflichen und nicht-stoff-gebundenen Süchten nachweisen. Dass Cannabis-User auf Signale ihres Suchtstoffes (z.B. Geruch) aktiver reagierten, überrascht nicht. Ähnliche Stimulationsmuster des Gehirns fand man aber auch bei Spielsüchtigen, wenn sie etwa Geräusche einer Slotmaschine hörten. Fazit: Im Gehirn laufen auch bei einer Verhaltensstörung ohne Substanz neurobiologische Prozesse ab, die einer substanzgebundenen Sucht (Alkohol oder Heroin) vergleichbar sind.

Aus der Suchtforschung (vgl. Koob 2006) sind heute drei Neurotransmitter bekannt, die das Belohnungssystem im Gehirn aktivieren: Serotonin, Dopamin und Endorphine. Ein wesentliches Zentrum für die Verarbeitung von positiven Gefühlen ist die Amygdala im limbischen System. Die Forschungen weisen aber auch darauf hin, dass weitere Systeme aus dem Lot geraten, insbesondere das stress-induzierende System (bzw. die HLA-Achse), das bei Entzug zu reagieren beginnt.

Zwei Regungen sind es, die im Menschen Glücksgefühle auslösen: 1. bei lustvollen Erfahrungen (GENUSS), 2. wenn er auf dem Weg zu einem lusterzeugenden Reiz ist (LUST). Hier spricht man auch von „sensation seeking behavior“. Dies erklärt, weshalb beim sexsüchtigen Menschen bereits das Heranpirschen an das Objekt der Begierde schon soviel Erregung auslöst. Der deutsche Psychiater Kornelius Roth spricht vom zentralen Mechanismus der „Lüsterheit“, der ihm von sexsüchtigen Menschen immer wieder beschrieben wurde.

Körpereigene opiat-artige Substanzen – Endorphine – erzeugen ein rauschartiges Wohlgefühl (z.B. beim Sex). Drogen, Alkohol und andere Suchtmittel rufen auf komplexe Weise eine ähnliche Wirkung hervor. Wird dieses Glücksgefühl nur ab und zu erzeugt, so entsteht keine Sucht. Bei häufiger Stimulation jedoch stumpft das Gehirn ab, und braucht immer mehr Reize («Opiatdusche»), um ein ähnliches Glücksgefühl zu erleben.

In den letzten Jahren wurde ein zweiter Mechanismus entdeckt: das Dopamin und sein Einfluss auf das Wollen. Alle Suchtmittel verschaffen dem Gehirn einen Dopaminkick. Winkt eine Belohnung (ein Lustgefühl), so wird im Gehirn der Botenstoff Dopamin ausgeschüttet – der Spiegel steigt auf ein Vielfaches! Dopamin fördert das Lernen und die Erinnerung. Ist das Gehirn einmal programmiert, steuert es das Gehirn so, dass es ähnliche Situationen erkennt und den Körper dorthin dirigiert (ständige Beschäftigung mit dem Suchtmittel, Vorbereitungshandlungen, Ritualisierung etc.).

Auf diese Weise wird der Anblick der Droge (bzw. drogen-assoziierte Reize) fast untrennbar mit dem Verlangen danach verknüpft. Es kommt zu einer Sensibilisierung des Gehirns auf Dopamin. Damit ergibt sich die fatale Kombination von abgestumpftem Glücksempfindung bei weiter erhaltenem Wollen, Sehnen, ja «Craving» (in der Gassensprache das «Reissen» nach Drogen). So schreibt Leshner (2007): „Die Kompulsion (der übermächtige Drang) ist die Kernsymptomatik jeglicher Form «süchtigen» Verhaltens. Sie repräsentiert eine andere Form des Seins, einen Zustand, in dem das Bewusstsein von der begehrten Substanz beherrscht wird.“

Die Risikopersönlichkeit

Wie aber ist es möglich, dass Menschen mit hehren Idealen und properen äusseren Verhältnissen in den Tiefen sexuellen Morasts im Internet landen können? Dass ein Familienvater mit zwei süssen Kindern und Häuschen im Grünen sich verliert in Bildern von vergewaltigten Frauen und misshandelten Kindern – nur der Lust wegen?

Die Antwort ist alles andere als einfach. Der bekannte Autor Philip Yancey hat einmal geschrieben: „Keine menschliche Sehnsucht ist mächtiger und schwerer in den Griff zu bekommen. Sex hat eine so starke Brennkraft, dass er das Gewissen, Versprechen, Verpflichtungen gegenüber der Familie, Glaube und alles andere, was ihm im Weg steht, verbrennen kann.“

Doch wo werden die Weichen gestellt, die einen Menschen anfällig auf eine derartige Entgleisung machen? Um süchtig zu werden, müssen bestimmte psychische Vorschäden bereits vorhanden sein. Schließlich werden auch nicht alle Menschen, die Alkohol trinken, automatisch zum Alkoholiker. Die Faktoren können in drei Bereiche unterteilt werden:

1. Frühe Vulnerabilitätsfaktoren: Neben einer genetischen Disposition werden gehäuft frühe Traumatisierungen beschrieben, die die Persönlichkeit prägen können (emotionale oder physische Misshandlung oder sexueller Missbrauch). Dazu kommt eine Neigung, in der Phantasie zu leben und ständig neue Erfahrungen zu suchen. Es bildet sich ein Grundgerüst einer „Erregungssuche“ als fehlgeleitetes Bewältigungsmuster.
2. Kontakt mit Pornographie, Lernen eines Lust- Befriedigungs-Kreislaufes durch Pornographie (Entwicklung einer nicht-substanzgebundenen Sucht).
3. Aktuelle Risikofaktoren wie unbefriedigende Beziehungen, Stress, Leere und Langeweile, die durch das Konsumieren von Pornographie gefüllt werden. Dazu kommt auch eine Grundhaltung des Zulassens und Bagatellisierens dieser destruktiven Verhaltensweisen.

Von ihrer Persönlichkeit sind Sexsüchtige „Erregungssucher, die mit einer Gier nach immer neuen und intensiveren Erlebnissen für Verführung empfänglich bleiben,“ schreibt Kornelius Roth. Und weiter: „Wer aber ist so leicht verführbar? (...) selbstunsichere Menschen mit fragilem Selbstbewusstsein, die sich oft einsam und innerlich verloren erleben, und die über wenig Abgrenzungsfä-

higkeiten verfügen, da sie bereits seit der Kindheit Mangel und Grenzen verletzenden Erfahrungen ausgesetzt waren, denen sie schon früh ein rettendes Phantasiegebäude entgegenstellen mussten? Hier handelt es sich eher um verletzliche und gefährdete Menschen – quasi eine Risikogruppe für die süchtige Entwicklung der Sexualität.“

Für sie sind die unlimitierte Zugang zu erotischen Bildern im Internet und die gleichzeitig wachsende Vereinzelung der Menschen gefährlich. Dies alles bildet einen Nährboden für den Missbrauch des sexuellen Triebes und kann eine Suchtentwicklung begünstigen. Die Phantasie spielt dabei eine wichtige Rolle: „In der Phantasie wird eine innere ‚Gegenrealität‘ mit beruhigenden oder anregenden, Spannung erzeugenden Bildern aufgebaut.“

Ein Aspekt der Erregungssuche ist die Unfähigkeit mit Unlust und Langeweile umzugehen. Es entwickelt sich eine unreife Anspruchshaltung, die sich nur dann als lebendig erlebt, wenn „etwas läuft“. Internetsex bietet sich hier als leicht verfügbare Stimulation an, die letztlich zerstörerisch auf die Persönlichkeit und ihre Beziehungsfähigkeit wirkt.

Pornografie ist nicht zuletzt deshalb so verführerisch, weil sie keinen direkten Kontakt mit einem menschlichen Wesen erfordert. Hier hat der «Konsument» volle Kontrolle über die «Beziehung». Das Fenster kann geöffnet und mit einem Klick geschlossen werden; der Computer wird angemacht oder ausgeschaltet. Doch dahinter steht oft die Angst vor echter Intimität.

So schreibt Ariadne von Schirach im Spiegel: „Pornografie schafft ein Begehren, das nicht erfüllt wird. Das führt zu Frustration, und die Depression ist nur einen Seufzer weit entfernt. Der Einzelne ist immerwährend mit einer massiven kulturellen Produktion von unerreichbaren Vorbildern konfrontiert. Wer nur noch mit heruntergelassenen Hosen oder hochgezogenem Rock vor dem Rechner sitzt, hat kein Interesse mehr an Partnerschaft. Die Allgegenwart begehrenswerter Körper und das Wissen, nie so auszusehen, schaffen ein paradoxes Geflecht aus Frustration und Begehren.“

Die Familie leidet mit

«Mein Mann zerstört mit seiner Sucht nicht nur unsere Ehe. Er hat sich dramatisch verändert.»

Internet-Pornografie hat einen dramatischen Einfluß auf die Beziehung, meist lange bevor die Frau das heimliche Laster des Mannes entdeckt. In Therapie und Seelsorge begegnen wir zunehmend Ehepartnern und Kindern von Online-Süchtigen, die massiv unter dem Verhalten des süchtigen Partners leiden. Eine Frau schrieb mir: «Bitte glauben sie allen Frauen, die zu ihnen kommen und nehmen Sie sie ernst. Solche Geschichten kann man nicht erfinden, Sie sind zu absurd. Es ist ein solcher Schock zu merken, dass die Ehe nicht so funktioniert, wie man sich dies vorgestellt hat. Es sind so viele Enttäuschungen, Verletzungen und Scham da, so etwas behält jede Frau viele Jahre für sich, weil sie es selber nicht glauben will und immer hofft, dass sie sich täuscht und die Ehe doch noch so glücklich wird, wie sie das als Mädchen geträumt hat.» In meinen Gesprächen mit betroffenen Familien habe ich folgende Phasen beobachtet:

a) Die Entdeckung: Der Schock einer Familie beginnt bei der Entdeckung der Sucht. Man findet Bilder auf dem Computer, oft Tausende, die derart abstoßende Szenen zeigen, wie sie eine normale Frau noch nie gesehen hat. Dass diese dem Partner auch noch Lust bereiten, kann einen schweren psychischen Schock auslösen. Zitat aus einem Brief: «Ich erinnere mich noch gut, wie ich heulte und schrie und mich fast nicht mehr beruhigen konnte.»

b) Die Ausreden: Diese wirken oft hohl und unglaublich. Der Online-Süchtige sucht einen Vorwand um ungestört surfen zu können: «Ich muss Überstunden machen!» – «Geh mit den Kindern etwas spazieren, ich bleibe hier, ich brauche Ruhe.» – «Ich hatte Sodbrennen in der Nacht, da bin ich halt noch aufgestanden.»

c) Die Forderungen und Vorwürfe: Nach dem Pornokonsum wird das normale Eheleben schal. «Ich muss ja ins Internet, wenn Du mir so wenig bietest!» Die Frau kann im «Konkurrenzkampf» mit dem Internetsex nicht mithalten.

d) Das Leiden der Kinder: Für eine Tochter oder einen Sohn, der das geheime Laster des Vaters entdeckt, bricht oft eine Welt zusammen. Der Vater verliert seine Autorität, seine Vorbildfunktion. Es kommt zur Entfremdung. Eine Frau berichtet: «Meine Tochter fand schon seine CD und weinte Herz zerschneidend. Er schrie sie an und fand, es sei besser, wenn sie nicht so weltfremd aufwachse wie ihre Mutter.» Besonders hart ist es, wenn eine Familie nach der Polizeirazzia wegen Pädophilie Hals über Kopf aus der bisherigen Umgebung wegzieht und damit alle Kontakte in Nachbarschaft, Schule und Kirche verliert.

e) Das Doppelleben: Die moralische Inkonsequenz wird oft verdrängt. Nur der engste Kreis der Familie weiss etwas von der dunklen Seite der Lichtgestalt. Eine Frau schreibt: «Ich halte es fast nicht mehr aus: In der Gemeinde sind wir eine Vorzeigefamilie. Mein Mann predigt, und niemand weiß, was hinter der Maske steckt.»

f) Der Verlust von Arbeit und Ehre: Lehrer und Sozialarbeiter müssen heute mit ihrer Entlassung rechnen, wenn ihre Sucht publik wird. Es kommt zu empfindlichen finanziellen Einbussen, die der Familie dann für den täglichen Bedarf fehlen.

Gibt es wirksame Hilfe?

Der pathologische Internetgebrauch muss als Sucht eingestuft werden und bedarf deshalb auch der Strategien einer Suchttherapie. Drei Bereiche sind dabei wesentlich: Motivation, Abstinenz und das kontinuierliche Arbeiten an der Rückfallprophylaxe. Am Anfang steht immer die Frage der Motivation. Ist die betroffene Person bereit, die langjährige Verleugnung zu durchbrechen; sich einzugehen, dass die heimliche „Gewohnheit“ ein zerstörerisches Muster für die Persönlichkeit und die Beziehung darstellt? Die klinische Erfahrung zeigt leider, dass es häufig eine Fremdmotivation braucht, um eine Therapie zu beginnen. Meist kommen die Betroffenen erst auf Druck der Ehefrau oder des Arbeitgebers und neigen auch dann zur Bagatellisierung, die das wahre Ausmass der Sucht verschleiern.

Eine Phase der Abstinenz erscheint nach den Erfahrungen der Suchttherapie unumgänglich. Dies bedeutet den konsequenten Verzicht auf das Einloggen ins Internet. Dabei kommt es unweigerlich zu Entzugserscheinungen: Reizbarkeit, Rastlosigkeit, ständige gedankliche Beschäftigung mit Wegen, trotz der Hindernisse ins Internet zu gelangen. Dazu kommen mehr oder weniger sachliche Argumente, weil das Internet in vielen Branchen zur täglichen Arbeit gehört. Es wird also wichtig sein, mit dem Betroffenen die Rahmenbedingungen und Kontrollmöglichkeiten der Abstinenz im Detail zu besprechen. Eine gewisse Vertrautheit mit der Computerwelt ist von Nutzen, aber nicht zwingend, denn letztlich landet man immer wieder bei der Frage der Motivation.

Eine schlagartige Befreiung ist leider nur in den seltensten Fällen zu beobachten. Sexsucht ist so tief im Gehirn verankert, dass es viel Zeit braucht, bis ein Mensch davon Abstand bekommt. Da tun sich immer neue Falltüren auf, lockende Versuchungen und Zeiten des inneren Durstes, der verletzlich macht für den raschen Kick im Internet. Seelischer Hunger, Wut, Einsamkeit und Müdigkeit – auf sie gilt es besonders zu achten im Bemühen um eine Rückfallverhütung. Für viele Männer ist es eine Hilfe, wenn ihre Frau sie begleitet in diesem Kampf. Doch es braucht auch wachsende Verlässlichkeit, damit nicht neue Verletzungen entstehen.

Selbst wenn es gelingt, die Bilderflut aus dem Netz zu blockieren, so glüht das Gesehene noch jahrelang im Inneren nach. Hier trifft sich moderne Suchtforschung mit mystischer Weisheit. Bereits vor 400 Jahren hat Johannes vom Kreuz geschrieben: „Doppelt bemüht sich der Vogel, der sich auf die Leimrute gesetzt hatte, nämlich um freizukommen und um die Leimreste wegzuputzen. Und doppelt muss derjenige leiden, der seinem Begehren folgt, nämlich um frei zu werden und um zu entfernen, was hängen blieb.“

Literaturhinweise zum Thema

- Bergmann W. & Hüther G. (2006) Computersüchtig. Kinder im Sog der modernen Medien. Walter-Verlag.
- Block J.J. (2008). Issues for DSM-V: Internet Addiction. American Journal of Psychiatry 165:306-307.
- Carnes P.: Facing the shadow. Starting sexual and relationship recovery. Gentle Path Press.
- Carnes P.: In the Shadow of the Net. Breaking Free of Compulsive Online Sexual Behavior. Hazelden.
- Deling W.: Der sechste Sinn – Ein Lebensbericht. Giessen: Brunnen.
- Earle R.H. & Laaser M. (2006): Wenn Bilder süchtig machen. Basel: Brunnen.
- Farke G.: OnlineSucht – Wenn Mailen und Chatten zum Zwang werden. Kreuz.
- Grüsser S.M. & Thalemann C.N. (2006) Verhaltenssucht. Diagnostik, Therapie, Forschung. Bern: H. Huber.

- Grüsser S.M. et al (2007). Verhaltenssucht – eine eigenständige diagnostische Kategorie? Nervenarzt 78:997–1002.
- Grüsser, S.M. & Thalemann, R. (2006). Computerspielsüchtig? Rat und Hilfe für Eltern. Huber, Bern.
- Hahn A. & Jerusalem M. (2001). Internetsucht: Reliabilität und Validität in der Online-Forschung. In: A. Theobald, M. Dreyer & T. Starsetzki (Hrsg.). Handbuch zur Online-Marktforschung. Beiträge aus Wissenschaft und Praxis. Wiesbaden: Gabler.
- Hoyer J. & Kunst H. (Hrsg.): Psychische Störungen bei Sexualdelinquenten. Pabst.
- Johannes vom Kreuz: Weisheit und Weisung. Die Aphorismen und andere Kurzprosa. Kösel. (S. 105).
- Jongsmas A.E. & Budrionis R.: The Sexual Abuse Victim and Sexual Offender Treatment Planner. Wiley.
- Koob G.F. (2006). The neurobiology of addiction: a neuroadaptational view relevant for diagnosis. Addiction 101 Suppl 1:23-30.
- Laaser M.: Faithful and True: Sexual Integrity in a Fallen World. Zondervan.
- MacDonald G.: Wenn alles zerbricht. Projektion J.
- Perkins B.: ... und führe uns nicht in Versuchung. Wie Männer lernen können, nicht schwach zu werden. Projektion J.
- Pfeifer S.: Der sensible Mensch. Leben zwischen Begabung und Verletzlichkeit. Brockhaus.
- Pfeifer S.: Internetsucht. Verstehen – Beraten – Bewältigen. Klinik Sonnenhalde.
- Roth K.: Sexsucht. Krankheit und Trauma im Verborgenen. Ch. Links Verlag.
- Schirach A. von (2005). Der Tanz um die Lust. Der Spiegel 42/2005, S. 194-200.
- Schirrmacher T.: Internetpornografie: ... und was jeder darüber wissen sollte. Hänssler.
- Seekamp H. (2004): Endlich leben! Heilung - Veränderung - Gelassenheit. Das 12-Schritte-Programm. Giessen: Brunnen.
- Stoller R.J. (2004): Perversion – Die erotische Form von Hass. Psychosozial.
- Wölfling Klaus; Flor Herta; Grüsser Sabine M. (2008). Psychophysiological responses to drug-associated stimuli in chronic heavy cannabis use. The European Journal of Neuroscience 27:976-983.

Dr. med. Samuel Pfeifer

Prof. Dr. med. Samuel Pfeifer war 25 Jahre lang Chefarzt der Klinik Sonnenhalde in Riehen bei Basel und ist nun in freier Praxis tätig. Zudem lehrt er im Masterstudiengang „Religion und Psychotherapie“ an der Evangelischen Hochschule Tabor in Marburg (www.studium-religion-psychotherapie.de). Durch seine Artikel und Bücher zur Integration von Psychiatrie und Seelsorge wurde er über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannt.

Mehr Information: www.seminare-ps.net/ipad